

Hans-Dieter Kübler

Sammelrezension: Medienwandel

2011

<https://doi.org/10.17192/ep2011.1.298>

Veröffentlichungsversion / published version

Rezension / review

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kübler, Hans-Dieter: Sammelrezension: Medienwandel. In: *MEDIENwissenschaft: Rezensionen | Reviews*, Jg. 28 (2011), Nr. 1, S. 77–84. DOI: <https://doi.org/10.17192/ep2011.1.298>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under a Deposit License (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual, and limited right for using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute, or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the conditions of use stated above.

Sammelrezension: Medienwandel

Tilmann Sutter, Alexander Mehler (Hg.): Medienwandel als Wandel von Interaktionsformen

Wiesbaden: VS Verlag 2010, 289 S., ISBN 978-3-531-15642-2, € 34,95

Marc Stegherr, Kerstin Liesem: Die Medien in Osteuropa. Mediensysteme im Transformationsprozess

Wiesbaden: VS Verlag 2010, 374 S., ISBN 978-3-531-17482-2, € 49,95

Seit es sie gibt, wandeln sich Medien, mal – anfangs – langsamer, mal schneller, mit der Digitalisierung inzwischen in vergleichsweise rasantem Tempo und mit neuer Ausrichtung. Bis dahin bedeutete Medienwandel Ausdifferenzierung verschiedener Medien und Modalitäten, vom Buchdruck bis zum Fernsehen über mehr als 500 Jahre hinweg. Nun konvergieren all diese Optionen im Universal- oder Hybridmedium Internet innerhalb von kaum mehr als 30 Jahren, zudem mit der Auflösung der etablierten Rollen und Strukturen von Produktion und Rezeption. Darüber ist schon viel geschrieben, geforscht und diskutiert worden – und wird es sicherlich auch künftig. Offen sind etwa die jeweiligen Interdependenzen mit anderen sozialen Subsystemen und die Bedingtheiten des Wandels: Sind Medien Verursacher oder mindestens treibende, förderliche Faktoren oder sind sie Folgen bzw. Ergebnisse? Vermutlich beides, und mit der wachsenden Komplexität der Gesellschaften und Mediensysteme in vielfältiger Konditionalität.

Interaktivität identifizieren die beiden Herausgeber des aus Bielefeld kommenden Tagungsbandes als essentielles Charakteristikum und Movens des aktuellen Medienwandels, der „neuen“ bzw. digitalen Medien (S.8), und sie wollen die aufkommenden Interaktionsformen in den versammelten Beiträgen auf vielfältige Weise (historisch, soziologisch, epistemologisch, informationswissenschaftlich, „sozionisch“ [? S.9], mit künstlichen Agenten, medientypologisch, technologisch und wissenssoziologisch) untersucht wissen. Doch schon die ersten Beiträge halten sich nicht an diese Koordinaten; vielmehr thematisieren sie ganz andere Gegenstände und Epochen. Und wenn dabei bewährte Begrifflichkeiten und eingeführte Analysemodelle nicht einmal anerkannt und geprüft werden, sondern jeweils spezifisch definiert oder ganz ignoriert werden, dann leiden darunter

die Vergleichbarkeit, die Entwicklung solider Fundamente, aber auch historische Koordinaten erodieren in Beliebigkeit, die auch nicht mit interdisziplinärer Pluralität geschönt werden kann..

So will etwa Lore Benz im ersten Aufsatz das antike, römische Theater als Massenmedium verstanden wissen (wer dies nicht tut, der „irrt“ [S.24]) und postuliert, dass mit der Einführung des mimischen Improvisationstheaters ein „interaktives Medium“ (S.22) entsteht, das gleichwohl „Massenmedium“ (S.25) bleibt. Aber interaktiv ist das Theater per se, und wenn man es nicht als Massenmedium im anerkannten Sinn begreift, dann lassen sich plausibel verschiedene Formen von Zusammenspiel zwischen Bühne und Publikum erkennen, die sich als originäre Interaktionen szenischer Präsenz-Öffentlichkeit kennzeichnen lassen.

Im zweiten Beitrag vergleicht Barbara Frank-Job Prozesse der „Verschriftlichung der romanischen Volkssprachen zwischen dem 9. und 13. Jahrhundert“ (sic!) (S.32) mit der Herausbildung „nähesprachlicher Schriftlichkeit im WWW“ (S.37), in Foren, Chatrooms und Blogs, eigentlich nur in einem Chat, und kommt zu dem Befund, dass Kommunikationsteilnehmer jeweils „neue Routinen für Kommunikationshandlungen entwickeln und neue kollektiv gültige Normen für diese Routinen aushandeln“ müssen, wenn die verfügbaren und „bereits bewährten Handlungsmuster und Versprachlichungsstrategien hierfür nicht“ ausreichen (S.43). Aber warum für diese eigentlich lapidare Einsicht diesen weit gespannten, eigentlich unmöglichen Vergleich? Eine sehr intensive, sprachwissenschaftliche Analyse von (gelöschten) Chatbeiträgen legt Michael Beißwenger vor, um herauszufinden, wie sich diese kommunikationsbezogene Aktivität am Bildschirm – im Grunde: Relationen zwischen Texten – vom direkten Dialog unterscheidet und welche Faktoren daran mitwirken. Einen Beitrag zur Differenzierung von Interaktivität lässt sich allenfalls implizit erkennen. Zum eigentlichen Thema, nämlich zum „Wandel von der Massenkommunikation zur Interaktivität neuer Medien“, kommt der Herausgeber und Mediensoziologe Tilmann Suttner mit eher makrosoziologischer Perspektive und formuliert nach einer gründlichen, mitunter peniblen Musterung der anerkannten soziologischen Dimensionen des letztlich sehr vagen Begriffs ‚Interaktivität‘ das Fazit, auch entgegen manchen Thesen in der Einleitung, dass er „nicht dafür prädestiniert zu sein [scheint], den Wandel von der Massenkommunikation zu den neuen Medien angemessen zu beschreiben“ und ihm „unverfänglichere Begriffe sicherlich vorzuziehen“ sind (S. 99f). Doch ‚Interaktivität‘ ist nun einmal eingeführt und wird sich kaum durch andere kaum eingeführte Termini verdrängen lassen.

Um solche Klärung und Klarheit kümmern sich die weiteren Beiträge ungleich weniger: Die beiden folgenden stammen aus dem Bereich „künstliche Intelligenz“ (S.107ff) und befassen sich mit dem Zusammenspiel von Individuum und artifiziellen Agenten, speziell von dem im Paderborner Nixdorf-Museum seit 2004 zu bewundernden Roboter „Max“. Zum einen betrachtet Alexander Mehler Interak-

tivität unter semiotischen Vorzeichen eher als „Alignment“ (S.130), zum anderen fragt sich Ipke Wachsmuth in dem schon 2005 publizierten Beitrag erneut, ob man „Max“ ein „künstliches Bewusstsein“ (S. 105) zuschreiben kann.

Wiederum in ganz andere Gefilde führen Niels C. Taubert und Peter Weingart mit ihrem wissens(schafts)soziologischen Beitrag. In ihm beschäftigen sie sich aus „medientheoretischer“ (S. 161), konkret: systemtheoretischer Sicht recht gründlich zunächst mit allgemeinen Strukturen und Mechanismen des wissenschaftlichen Publikationsmarktes, die meist bei der Analyse der Entwicklung und Effizienz des Systems Wissenschaft ignoriert werden. Dabei erweisen sich Selektion nach Quantität und Reputation des Autors als die wirkmächtigsten Filter. Sie verändern sich beim digitalen Publizieren, etwa beim viel gerühmten „public access“ (S.175): Reputation wird als Aufmerksamkeitskriterium noch mächtiger, Selektion obliegt zunehmend neuen Organisationen. Allerdings blenden die Autoren ökonomische Konditionen gänzlich aus, etwa die wachsende Konzentration wissenschaftlicher Verlagskonzerne und die anhaltende Verlagerung von Kosten auf die Autoren. Dass Messen und Kalkulieren als Ausweis von Akzeptanz (und mitunter auch von Qualität) nicht nur bei den klassischen Massenmedien dominant war und ist, vielmehr bei der Online-Kommunikation als unausweichliche Datenspur automatisch anfällt und mit immer perfekterer Software zur Ausspähung und Instrumentierung des Users („numerische Inklusion“, S.183ff) mehr und mehr genutzt wird, skizziert Josef Wehner im folgenden Aufsatz. Wiederum fehlen die ökonomischen Aspekte: Quoten und Visits sind vorrangig Parameter für Marktanteile, damit für umsatzrelevante Werbechancen und -preise; als Indikatoren für Akzeptanz und Qualität fungieren sie erst in zweiter Linie.

Erneut recht abstrakt und unter systemtheoretischen Vorzeichen diskutiert Jan-Hendrik Passoth Medienwandel als „Wandel von Interobjektivitätsformen“ (S. 211), wobei er die eigentliche „Blogosphäre“ (Ebd.) außer Acht lässt: Medien betrachtet er als Techniken, die direkte, lokale Interaktion unterbrechen und damit Komplexität von Kommunikation reduzieren. Mit Rekurs auf die Wissenschafts- und Techniksoziologie will er diese Prozesse zutreffender als „Interobjektivitätsformen“ (Ebd.) beschreiben, um damit von der Mikrosoziologie des Handelns zu abstrahieren. Medienwandel ergibt sich somit als „Wandel [von] Verwebungen, Assoziationen, Assemblagen von Techniken, Prozeduren und Routinen“ (S.228). Ob damit etwas gewonnen ist? Endlich auf empirischer Grundlage argumentieren die beiden letzten Beiträge: An einem politisch hoch brisanten Beispiel, nämlich an dem Wikipedia-Artikel „Massaker von Srebrenica“, untersuchen Christian Stegbauer und Elisabeth Bauer, wie „positionale Strukturen“ (S. 231) auf den Diskussions- und Review-Seiten zustande kommen. Kontrahenten und Moderatoren dürften sich bei weniger konfliktreichen Kontroversen kaum so zahlreich, heftig und andauernd artikulieren, wie die Autoren des ähnlich ausgerichteten DFG-Projekts einräumen. Daher ist eine Generalisierung noch kaum möglich. Schließlich

eruieren Michael Hahne und Corinna Jung Bedingungen, wie sich eine Online-Community, hier eine wissenschaftliche, formiert und welche Techniken – hier: E-Mail und ein kollaborativer elektronischer Terminkalender – sie nutzt. Wenig überraschend identifizieren die beiden Autoren dafür ein flexibles „Passungsverhältnis“ zwischen „herrschenden Praktiken, technischen Möglichkeiten, damit verbundenen Erwartungen und technologischer Infrastruktur.“ (S. 279) Anders, ohne die Akzeptanz von Menschen, käme Medienwandel nicht zustande, postulieren sie am Ende. (Vgl. S.281) Doch allein aus subjektivem Bedarf und Willen heraus lässt sich Medienwandel wohl nicht erklären, generelle ökonomische und technische Faktoren der Produktion wirken ebenso, wenn nicht mächtiger. Die Mediengeschichte kennt viele Medienentwicklungen, mit denen zunächst die Menschen nichts anzufangen wussten oder sie anfangs ganz anders als später verwendeten. Komplexität und Kontingenz von Medienwandel lassen sich weder pragmatisch noch einseitig reduzieren.

Fast ausschließlich die politischen Umwälzungen bewirkten die Medientransformationen in Osteuropa, so mutmaßlich die implizite Prämisse des umfangreichen Reports der beiden Lehrbeauftragten an den Universitäten in München und Passau. Denn eigentlich kommen Marc Stegherr und Kerstin Liesem fast ganz ohne explizite Theorie zu Komparatistik und Wandel aus; auch die von Barbara Thomaß kürzlich aufgestellten Überlegungen, wie Mediensysteme miteinander verglichen werden können, bleiben unbeachtet, obwohl die beiden Autoren sie im Literaturverzeichnis nennen (B. Thomaß: *Mediensysteme im internationalen Vergleich*. Konstanz 2007). Überhaupt verweisen sie recht spärlich auf Referenzen und Quellen, obwohl es bei der ungeheuren Fülle der Fakten, Befunde und Zitate eigentlich erforderlich gewesen wäre. So mutet der Band eher als journalistischer Report an denn als wissenschaftliche Studie – nicht zuletzt, weil mit kritischen bis definitiven Urteilen nicht gespart wird.

Damit ließe sich umgehen, wenn sowohl die Maßstäbe und Intentionen als auch die Vorgehensweisen und Recherchen vorab offengelegt worden wären. So ist man zunächst verblüfft und zugleich hochgradig beeindruckt von der enormen Reichweite und Materialfülle, die die Autoren vorlegen, ebenso von ihrer Kühnheit, über sämtliche Mediensysteme Osteuropas, gewissermaßen von Estland bis Mazedonien, von Polen bis Weißrussland, insgesamt über 21 Länder dezidiert und detailreich zu berichten. Dabei legen sie wohl gemäß ihren Interessen den quantitativen Schwerpunkt auf die Länder des Balkans, hingegen kommen Russland, die Ukraine und Weißrussland vergleichsweise kurz weg. Kaum jemand dürfte für all diese Länder in allen Einzelheiten so firm sein, um jede Aussage und Einschätzung überprüfen zu können, zumal sich im Text immer wieder ungenaue oder gar widersprüchliche Angaben, aber auch Überschneidungen und sogar wörtliche Wiederholungen finden. Ein sorgfältiges Lektorat hätte dem Text gut angestanden.

Denn in dieser Breite und Dichte ist dieser Überblick bis auf die regelmäßigen Länderreports im Internationalen Handbuch des Hans-Bredow-Instituts, die offensichtlich auch nicht gründlich einbezogen worden sind, in deutscher Sprache neu und einmalig; allerdings: ein Register hätte seinen Nachschlagwerk erhöht. Ihren analytisch-inhaltlichen Fokus legen die Autoren auf die Umwälzungen der mehrheitlich ehemals sowjetischen bzw. autoritären Parteiregime, in denen Medien vor allem der Lenkung, Indoktrination und Kontrolle der Bevölkerung dien(t)en, auf ihre tendenzielle Demokratisierung und Kommerzialisierung nach dem Zusammenbruch des Ostblocks nach 1989/1990 und auf die recht unterschiedlichen Entwicklungen in Richtung eines freien Medienmarktes, aber auch auf diverse Verzögerungen, Verwerfungen und Rückschläge durch Krieg, wirtschaftliche Rezessionen, Regimewechsel und Korruption. Dabei heben die Autoren häufig die aus ihrer Sicht problematische Rolle westdeutscher Verlage wie des „WAZ“-Konzerns und der „Passauer Neuen Presse“ hervor, die sich in den maroden, kapitalschwachen Verlagen nach der Wende schnell einnisteten, sie mit Investitionen und modernen Infrastruktur modernisierten und ihre Produkte weitgehend auf seichten, sensationsgierigen Boulevardkurs trimmten. Entpolitisierung und Faszination für westlichen Konsumismus seien allenthalben die evidenten Folgen in den Bevölkerungen, zumal unter Jugendlichen. Vielfach seien auch Oligarchen der alten Regime beteiligt, die dadurch teils üppige Vermögen und Machtpositionen einstrichen. Solche Machtspiele und Einvernahmen werden für jedes Land aufgezeigt und die dafür Verantwortlichen in personalisierender Weise angeprangert. Empirische Daten werden dazu als einschlägige Belege recht umstandslos angeführt.

Nahezu alle osteuropäischen Mediensysteme erweisen sich dabei als höchstens auf dem Weg zur Mediendemokratie, die einen mehr, die anderen weniger; einige wie in Russland bewegen sich bereits wieder zurück in die autokratische Unfreiheit. Doch einen differenzierter Gradmesser dafür lassen die Autoren vermissen, meist verweisen sie nur auf die einschlägigen Rankings zur Presse- und Journalistenfreiheit. Und da sie ihre Recherche gemeinhin etwa bis 2007 vorangetrieben haben, führen sie die jüngsten Entwicklungen durch Internet, Handys, blogs und social media nur sporadisch an. Daher bleiben die „Zukunftschancen“ der öffentlichen Kommunikation (S. 9), die die Autoren neben dem Überblick über aktuelle Entwicklungen schon im Vorwort ankündigen, etwas vage und hinter der Zeit, zumal ihnen – wie gesagt – die strukturelle Basis fehlt.

Hans-Dieter Kübler (Werther/Hamburg)